

der Analyse verloren. Ich war gekränkt, betroffen und bestand noch darauf, dass sich aber doch etwas in mir dadurch kläre; dass ich immer gerne Briefe geschrieben habe, wenn es um eine schwierige Fragestellung gegangen war. Sie könne es ja gerne lesen; es tue mir aber gut. Ich stieß auf dezidierte Ablehnung. So eindeutig hatte ich sie noch nicht erlebt.

Trotzdem leuchtete mir ihre Begründung zunächst nicht ein und ich blieb entschlossen, ihr Verbot nicht zu befolgen. Schließlich konnte sie es ja lesen, nur kamen mir die Gedanken eben manchmal mitten am Tag, in der Nacht, wie eine aufsteigende Blase, und dann musste der Inhalt hinaus. Ich habe dann noch einige Tage weitergeschrieben – aber das Verbot saß: die Seiten wurden immer weniger, die Schrift klein und verknautscht, der Schwung in mir war weg, das Spielerische, Entlastende, Flüssige vorbei. Mehr als ein sachliches Tagebuch kam nicht mehr heraus; die Öffnung war verschlossen.

Daraus, dass ich dann nicht mehr konnte, schloss ich auf ihre Richtigkeit. Wenn ich nicht tatsächlich etwas hätte verheimlichen wollen, hätte ich ja nicht auf die Intervention reagiert; nur wer ein schlechtes Gewissen hat, fühlt sich betroffen. (5)

Kinder, die viel lesen, sind oft schizoid, teilte mir eine Kollegin mit. Vielleicht hatte sich meine Störung schon lange angebahnt. Zeitweise war es mir fast egal, ob ich schrieb oder telefonierte. Wenn jemand nicht gleich zu erreichen war, bekam er eben einen Brief. Ich meinte aber, dass ich nur schrieb, wenn ich nicht ausreichend Kontakt hatte. Entweder reden oder schreiben. War das ein Neurosesignal? Hatte ich schon früh viel weggeschrieben, statt es in menschliche Beziehungen zu stecken? Vielleicht merkte ich gar nicht, wie anders ich war, weil ich das Leben ja nicht anders kannte.

Eine Bekannte hatte einen schönen großen Busen; meinen fand ich zu klein; unreif und kindlich. »In Wirklichkeit sind Sie nicht neidisch auf sie, sondern auf Ihre Mutter; Sie rivalisieren mit Ihrer Mutter.« Als junges Mädchen hatte meine Mutter einen ähnlichen Busen gehabt wie ich jetzt; als Erwachsene aber viel mehr. Richtige Frauen waren für mich solch üppige.

Dass ich nicht banal neidisch auf die Bekannte war, entlastete mich zum Teil; die Unterlegenheit meiner Mutter gegenüber war ja biologisch vorgegeben; zumindest bis zur Pubertät. An dieser Bewunderung und Unterlegenheit war ich nicht schuld. Selbst wenn ich sehr neidisch gewesen war, konnte dies

ja auch an meiner Mutter liegen, die mich vielleicht besonders kleingehalten, unterdrückt, mit mir rivalisiert hatte. Dahinein war ich ja geboren.

Peinlich war mir, dass ich die Bekannte belud mit meinen Familiengefühlen. Hoffentlich merkte sie nichts. Aber da der Neid ja sowieso meiner Mutter galt, brauchte ich mich nicht zu genieren; er war ja unreal.

Trotzdem fand ich größere Busen schöner, reifer; vor und nach der Deutung. Jetzt blieb meine Bewunderung etwas Neurotisches; sie erinnerte an meine Mutter-Verquickung. So ein eindeutiges Gefühl, und es stimmte nicht; herumtransportiert und auf die nächstbeste Person gesetzt. Mit solchen Empfindungen sollte ich besser vorsichtig sein; auf sie konnte ich mich nicht verlassen. Besser sie gar nicht erst zeigen.

Schwierigkeiten machte mir ihre Art zu husten, und noch zu rauchen, in ihre hustenzerquälte Lunge hinein. Husten an sich lief in meiner Anfängervorstellung als etwas nach Innengekehrtes, jedenfalls Aggressives – jemand eins husten; Wut, nach innen gekehrt; sich einer Sache entledigen, raushusten. So hatte ich es jedenfalls selbst in organmedizinischen Büchern gelesen; und die aggressiv quälende Ausstrahlung von solchen Patienten in der Klinik erlebt. Aus den Mikroskopierkursen wusste ich, wie zerstört, kaputt, malträtiert, Atmung fast ausschließend Lungenbläschen aussehen können; wie unelastisch, starr, voll Ruß- und Staubteilchen.

Sie rauchte fast regelmäßig; manchmal kamen brodelnde, dumpfe Hustenattacken, die sie zu beherrschen suchte. Das waren quälende Augenblicke. Ich brauchte lange, um dies einmal zu sagen. Meine Phantasien und Ängste dazu wurden schnell gestoppt mit der Mitteilung, sie habe eine chronische Bronchitis. Dies war ein Faktum; hatte als solches zu gelten, war nicht weiter zu hinterfragen. Es erschreckte mich aber; machte Angst, Schuldgefühle. Hatte ich jetzt das Husten ausgelöst? Hatte sie sich geärgert und reagierte jetzt so? Wurde ich schuld an ihrer inneren Zerstörung, mitschuldig? Warum rauchte sie denn in diese leidende Lunge auch noch permanent hinein? Es klang einfach schrecklich. Besser wäre gewesen, wenigstens einmal alles herauszuhusten. Warum bremste, beherrschte, unterdrückte sie den Reiz so? Er war an sich doch gesund; die Antwort des Körpers auf einen Schaden, sinnvoll.

Während meines Examenslernens hatte ich am meisten Angst gehabt vor Lungentumoren; an denen man langsam erstickt, ohne Möglichkeit, noch

Luft zu bekommen, weil alles voll Wasser gelaufen ist, Sauerstoff nicht mehr an die feinen Gefäße herankann. Wie finster sah es in ihrer Lunge aus? Trieb sie nicht Raubbau mit ihrem Körper? Warum ließ sie dann nicht das Rauchen? Freud hatte allerdings auch immer weitergeraucht. Ich mochte aber keinen Rauchgeruch; zu Hause hatte niemand geraucht, außer dem Stiefvater. Ich hatte keinen Geschmack daran gefunden; einmal beinahe: unausgeschlafen, angestrengt und unzufrieden in einer Kneipe, in der alle um mich herum rauchten, probierte ich wieder einmal. Beim Einziehen kam eine aggressiv-wütende Gier; das Feuer, die wachsende Glut in der Zigarette waren auch schön, ich konnte mir gut vorstellen, danach süchtig zu werden. Das hatte mich damals erschreckt; ich wollte nicht wieder in solche Stimmungen kommen. Warum rauchte sie?

Gab es wirklich irgendeine Hustenattacke, die rein aus organischen Gründen, ohne jede auslösende psychische Komponente auftrat? Nach ihrer Reaktion zu urteilen, war es aber nicht richtig, nicht sinnvoll, nicht adäquat, in dieser analytischen Situation so zu denken. Trotzdem bedrückte es mich. War es eine gefährliche Erkrankung – musste ich mehr Rücksicht auf sie nehmen? Wieso hatte sie sich so statisch damit abgefunden? Hieß das, dass sich nichts dagegen tun ließ?

Andererseits war mir die klare Linie, dort nicht weiterzudenken, »chronische Bronchitis« als neutrales Faktum, auch angenehm. Wenn es etwas Trauriges war, mochte ich es gar nicht so gerne wissen. Schließlich sollte es ja in den Stunden um mich gehen; jedenfalls vorwiegend. Ich fand es schön, mich selber einmal so ernst und wichtig genommen zu sehen; soviel Aufmerksamkeit und exklusives Interesse auf jede meiner Miniseelenregungen zu konzentrieren. Kleine Verstimmungen, diffuse schlechte Laune, leise Niedergeschlagenheit und Lustlosigkeit nicht durch Mich-beherrschen, morgendliche Kniebeugen, starken Kaffee, forcierte Aktivität zu bekämpfen oder mich über sie zu ärgern, sondern sie als logisch, durch etwas ganz Handfestes, was mich bedrückt, verursacht, zu verstehen. Sie als wichtigen, sinnvollen, in keiner Weise spinnigen, verrückten oder zu verurteilenden Teil von mir zu sehen. Es tat gut, zu verstehen, wie ich verdrängte: Wenn ich z. B. eine schlechte Nachricht bekommen hatte, etwas gelesen hatte, was mich entfernt an etwas Bedrückendes erinnert hatte, und den sehr traurigen Komplex dann soweit vergessen hatte, bis nur die diffuse vage Niedergeschlagenheit blieb. Es konnte auch eine Wut vom vorigen Tag sein, von einer Unterhaltung beim

Abendessen, die ich gar nicht bewusst registriert hatte. Gereiztheit oder Resignation konnte ich besser einordnen; auch langsam lernen, mich früher zu wehren. Das war gut und wichtig, und interessant.

Trotzdem blieb mir die Stimmung im Zimmer fremd; warm, angenommen fühlte ich mich einfach nicht. Horchte hilflos und neidisch auf überschwengliche Schilderungen von anderen Analysanden. Herzlich fanden sie sie alle. So erlebte ich sie aber eindeutig nicht; wohl klug und geistig unabhängig, souverän. War das Abwehr, Empfindungsunfähigkeit, Insuffizienz, Liebesunfähigkeit? War ich deshalb nicht verheiratet? War meine Kühle ihr gegenüber ein Hinweis auf das weswegen ich in Analyse gegangen war? Wen auf der Welt mochte ich wirklich? Hatte ich überhaupt jemanden richtig lieb, ohne grobe Reaktionsbildungen, ohne kräftige Ambivalenz? Meine etwas fade Stimmung ihr gegenüber sprach eher für meine emotionale Kümmerlichkeit.

Ich gab mir viel Mühe, sie herzlich zu erleben. Mir blieb aber das Gefühl, sie möge andere mehr; die seien mehr ihr Typ; bei ihnen sei sie wahrscheinlich auch mehr bei der Sache. Eine erzählte, dass sie gelacht habe während der Stunde; das konnte ich mir überhaupt nicht vorstellen. Als ich mich schließlich traute, dies zu sagen, bekam ich Hinweise auf meine Geschwisterrivalität und meine Mutterübertragung.

Wahrscheinlich habe ich doch früher auch das Gefühl gehabt, nicht so wie meine älteren Brüder gemocht zu werden. Ob meine Mutter vielleicht überhaupt mehr mit Männern, Brüdern habe anfangen können? Hatte sie überhaupt ein Mädchen gewollt? Waren die Aktivitäten und Aussagen, überhaupt alles von Männern bei ihr vielleicht generell mehr wert gewesen als von Mädchen, Frauen?

An sich hatte sich meine Mutter als erstes schon ein Mädchen gewünscht, und mein Vater hatte auch so geschrieben, und mein Vorname hatte schon lange festgestanden.

Mir fielen aber auch eine Menge Situationen ein, wo ich kleiner, jünger, schwächer, weniger wichtig, weniger ernstzunehmen gewesen war als die beiden. Mein zärtlicher Großvater hatte mir zwar vorgelesen, mit den Brüdern aber immer Wichtigeres, z. B. Vokabelabhören, gemacht. Als ich dazu groß genug war, war er schon wieder tot. Buchstaben hatte er mir noch gezeigt; aber das war nichts im Vergleich zu den Gesprächen mit den beiden. Stimmt es denn überhaupt, dass sich meine Mutter über eine Tochter gefreut hatte? Oder hatte sie mir das alles nur erzählt, um sich und mich über mein

Geschlecht zu trösten? Was für eine Beziehung hatte sie denn in Wirklichkeit zu mir? Waren meine Brüder nicht vielleicht wirklich wesentlich bevorzugt worden? Ich wurde misstrauisch; vermutete, bohrte, fragte herum. Grob unterschiedliche Behandlungen konnte ich nicht rekapitulieren, auch nichts Handfestes aus Erzählungen herausfischen. Der Kontakt meiner Mutter zu den Brüdern war so anders, die beiden auch so unterschiedlich, meine Beziehung zu ihr auch wieder anders. Das war nicht zu vergleichen; wohl qualitativ, aber nicht so recht in der Intensität. Und glaubhaft werten konnte ich auch nicht.

Allerdings schien ja die ursprüngliche Situation klar und eindeutig via Übertragung. Meine Verdähte, meine Empfindungen in der Analyse zeigten, wie es tatsächlich zu Hause gewesen war. D. h. genaugenommen auch nur, dass ich es so erlebt hatte. Eine nächste Frage war ja, ob ich es nicht schon neurotisch verzerrt so wahrgenommen hatte.

Damit war alles noch ein bisschen komplizierter, unklarer. Machte mich misstrauischer, verwirrt, Böses argwöhnend. Warum war es so schwer, einen banalen, simplen, ubiquitären Tatbestand wie Benachteiligung und Bevorzugung in meiner Familie zu orten, eindeutig nachzuweisen? War vielleicht das Schlimme, Schädigende, Krankmachende in meiner Familie gewesen, dass vieles unbemerkt und im geheimen ablief, so dass der Gegner nicht richtig zu fassen war, damit aber um so kräftiger schädigte?

Meines Gefühls in der Analyse war ich mir sicher; aber es stammte aus meiner Primärfamilie, gehörte dorthin, stimmte jetzt hier nicht. Die Wirklichkeit jetzt erlebte ich verfälscht, verfärbt von meiner Problematik. Meinen Wahrnehmungen konnte ich nur bedingt trauen. Auf Umwegen, über Hintertürchen. (6)

Ein Mann, der hörte, dass ich gerade bei ihr angefangen hatte, lächelte nostalgisch: »Dann sind Sie ja im Honeymoon«. Das beschämte mich; er war ein netter und lieber Mensch. Was für eine Beziehung hatte er denn mit ihr gehabt, und wieso ich nicht? Was war denn an mir nicht richtig? Welches Gift hatte ich in mir, das mir die Liebe versperrte? Sie zu lieben und Liebe wahrzunehmen.

Meine Beziehungen zu meinen Brüdern und Mutter wurden durch meine Wut, Misstrauen, Gebohre untergraben. Ich benutzte viele Gelegenheiten, über Früheres zu reden, zu rechten, mich zu beklagen. Manches überzeugte sie, vieles verwunderte, befremdete. Sie fanden mich egozentrisch, schwie-

rig, auf mich bezogen. Ich fand das die typische Reaktion; es zeigte, dass sich etwas veränderte. Dass ich begann, mich aus der familiären Unterdrückung herauszuhebeln.

Ich hatte aber weiterhin das Gefühl, distanziert und unterkühlt von ihr behandelt zu werden. Dies meinte ich, ganz deutlich so zu spüren. In Wirklichkeit war also meine Mutter gar nicht so kinderlieb, wie sie behauptete. Zwar hatte sie immer einen überzeugenden Zugang zu Säuglingen, die oft spontan mit ihr lachten; hatte ja auch einige Kinder zusätzlich einige Zeit gehabt. Aber mein Gefühl in der Analyse überführte sie. Ich wusste jetzt mehr als alle. Die zuverlässige, liebevolle Restfamilie war eine Illusion.

Ich wurde vorsichtig in meinen Wahrnehmungen. Auch verbittert, und aufgewühlt. Vieles an mir stimmte nicht; schwer nachzuvollziehen, aber analytisch schlüssig. Ich fühlte anders, als es wirklich war; ich staunte über die Fehlwahrnehmungen, Verschiebungen, Reaktionsbildungen, Verleugnungen, die meine innere Welt veränderten. Auf was von mir konnte ich mich verlassen? Auf welche meiner Wahrnehmungen? Auf meine vehementen, sicheren Gefühle jedenfalls nicht; die Vehemenz schien ein Indiz, dass ein andersartiges, vielleicht diametral entgegengesetztes übertüncht, abgewehrt wurde. Gerade mit spontanen, sicheren Gefühlen musste ich aufpassen.

Als ich eine Liebesbeziehung in meiner Umgebung zu erkennen glaubte, kam die schnelle und karge Rückfrage, wie es mit meinen Wünschen dem Mann gegenüber stehe? Mir fiel ein Traum ein, wo er mich in einen großen Raum mit vielen Männern geführt hatte, mit denen ich allen schlafen sollte, weil man sich so am besten kennenlernt. Schon danach musste ich solche Wünsche zugeben. Ich selber wollte gerne; verdächtigte aber andere. Meine herumwabernenden sexuellen Sehnsüchte wurden mir peinlich; ich hatte schlicht projiziert. (7)

Ich bekam Lust auf einen schnelleren Motor in meinem VW. Die langsame Motorvariante bremste mich; ich fand sie entig langsam, kaum eine Veränderung zum früheren sehr alten VW.

»Ich halte das für eine Verschiebung« – ursprünglich sexueller Wünsche auf Befriedigung durch Geschwindigkeit. Die Idee war wirklich mit einem neuen Freund aufgetaucht. Verschiebung war Abwehr, etwas Ungutes.

Dörte von Drigalski

# Blumen auf Granit

Eine Irr- und Lehrfahrt

durch die deutsche Psychoanalyse

Mit einem Vorwort von Dörte von Drigalski von 2019  
und einem Geleitwort von Gaby Sohl

Peter Lehmann Antipsychiatrieverlag